# Heinrichs Romfahrt [Fortsetzung]

Autor(en): **Heer, J.C.**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **27 (1937)**

Heft 42

PDF erstellt am: **22.05.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-645886

**Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

**Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

**http://www.e-periodica.ch**

Die Berner Woche in Wort und Bild

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Nr. 42 - 27. Jahrgang Verlag: Berner Woche, Bern 16. Oktober 1937

## Verbundenheit

Von Peter Bratschi

Wir wissen um vieler Dinge Leid,
Um Wahn und tagferne Kunde,
Und auch von der Seele Feierkleid
Im Leuchten der Weihestunde.

Wir wissen auch um geheime Pracht
An blau fernen Küstensäumen.
Wir wissen vom Stern in der tiefen Nacht,
Von Torheit und bitteren Träumen.

Oft lauschen wir bang, wie die Nacht zerrinnt
Und atmen den Duft fremder Gärten
Und sehnen uns nach den Liedern im Wind,
Nach Fahrt und verwegnen Gefährten.

# Heinrichs Romfahrt

ROMAN von J. C. HEER 13

Frau Hochuli, die Mutter, war allein zu Haus. Obgleich sie ihn früher nur als armseligen Wanderburschen gesehen hatte, erkannte sie in dem jungen, wie ein Herr angezogenen Reisenden ihren Gast wieder, empfing ihn freundlich, und auf seine Nachfrage nach Luise erwiderte sie ihm, daß die Tochter dem Vater auf dem Feld Rüben einheimsen helfe. Da war ihm ihre Abwesenheit eben recht. Er erzählte nun Frau Hochuli von seinem Wohlergehen und legte ihr als Beweis die Brieftasche vor, in der sich seine Ersparnisse befanden, und bat sie, seine Werbung zu unterstützen. Die gute Frau erschrack bis ins Herz. „Wenn Ihr doch im Frühling statt im Herbst gekommen wäret!" rief sie. „Jetzt aber ist Luise seit Mai mit einem jungen Bauern verlobt, den auch wir Eltern wohl mögen."

Nun war es an Alberto Cesari, traurig zu sein. Er bat um die Erlaubnis, Luise noch einmal durch einen Händedruck seinen Dank für die empfangene Wohltat bezeugen zu dürfen. Die Mutter wehrte aber diesem Wunsch ab. „Es ist jetzt besser, wenn Euch die Luise nicht sieht. Ich weiß, sie hat Euer Bild lange im Herzen getragen und ist im Plaudern beim Spinnrad noch oft auf den jungen, schönen Italiener zurückgekommen. Das Wohlgefallen war also gegenseitig. Wozu jetzt aber einen Kampf in ihre Seele tragen?"

„So wurde mein Vater höflich abgewiesen", fuhr Doia fort. „Nach manchen Jahren jedoch hatte er für ein paar Wochen an einem Bau in Bühler Steinmetzarbeiten zu besorgen und sah bei dieser Gelegenheit doch wieder nach den gütigen Menschen. Die Mutter war gestorben; von Luise aber, die jetzt Frau Schirmer hieß, wurde er freundlich empfangen, und aus der Liebe, die hatte sterben müssen, wuchs die edle Blume einer Freundschaft auf, die dauerte.

„Zweiunddreißig Sommer arbeitete mein Vater in Baden-Baden", schloß Doia ihre Erzählung. „Jedes Jahr besuchte er die Familie Schirmer, und noch einmal mit mir, als er mich nach Baden-Baden brachte. Dabei schenkte mir die Frau, die kein Bild aus ihren Mädchenjahren besaß, dieses. Und ich denke gern an die artigen Mädchen und Jünglinge zurück, die mir dort begegnet sind." Doia nahm das Bild und hängte es wieder unter das Dutzend andere, die ihre Erinnerungszeichen oder die des Vaters bildeten.

„Warum ich Ihnen die Geschichte erzählte?" wandte sie sich wieder zu Heinrich. „Damit Sie daraus sehen, daß ich an Ihnen nur handle wie jenes badische Mädchen schon vor vierzig Jahren an meinem Vater, und damit Sie mein Geld mit gutem Gewissen auf sich tragen. Sie werden meinem Vater ein ebenso lieber Gast sein wie mir. Bei dem vielen, schönen Gedenken, das er aus Deutschland besitzt, wird er sich freuen, darüber mit Ihnen zu plaudern."

„Ich habe mir schon gedacht, daß Ihr Vater ein ausgezeichneter Mann sein muß", versetzte Landsiedel. „Ueber dreißig Jahre im gleichen Geschäft, das ist nicht häufig; es ehrt Ihren Vater wie das Haus Ettlinger."

„Er stand erst im Dienste des Vaters Ettlinger, und als dieser gestorben war, des Sohnes, mit dem ihn beinahe freund-

schaftliche Beziehungen verbanden", versetzte Doia. „Und Herr Ettlinger der jüngere trägt die Schuld, daß ich mit Carlo ins Unglück gekommen bin, allerdings die unfreiwillige Schuld!"

Schmerz und verhaltene Leidenschaft zitterten durch ihre Stimme.

Da pochte es. Die alte Näherin mit dem Sibyllengesicht meldete, daß Heinrichs Anzug soweit wieder hergestellt sei, als es die Mitgenommenheit des Tuches gestattet hätte.

In seiner Freude schenkte ihr Heinrich die paar Franken, die er noch aus Eigenem besaß, und die Alte rief den Segen aller Heiligen auf sein Haupt herab.

Eine Viertelstunde nachher stand er mit strahlendem Gesicht vor dem Spiegel. Vom Kopf zu Fuß steckte er wieder in den eigenen Kleidern. Die Frauen hatten wunderbar sorgfältig gearbeitet; nur die neuen, glänzenden Metallknöpfe, mit denen sie die ursprünglichen, dunkeln Hornknöpfe am Rock ersetzt hatten, waren nicht nach seinem Sinn. „Und über Nacht frische Wäsche!" wandte er sich an Doia.

„Das ist die Arbeit der Lesa", erwiderte sie. „Sie hat die ganze Nacht durch Ihre Sachen gewaschen und getrocknet, damit niemand im Dorf von Ihren nassen Kleidern erfahre. Sie Böser, Sie!"

„Meine Verzweiflungstat war der Weg zu Ihnen", versetzte Heinrich.

Sie zerdrückte ein schelmisches Auflachen. „Nun darf man sich ja mit Ihnen ins Freie wagen; ich will Ihnen, wenn es Ihr Fuß gestattet, einmal unser Dorf zeigen. Es ist nicht groß und vielleicht für Ihre Augen auch nicht schön."

Sie traten aus dem von der Sonne braungesengten Haus, das mit einem prächtigen Blick in die Tiefe des Gotthardtales, nahe der uralten Kirche am Ende des Ortes gelegen war. In den grünen Abgrund deutend, sagte Doia: „Der schäumende Fluß ist unser Tessin; die Dörfer in der grünen Spalte sind Ambri und Piotta, das weiße Band die Gotthardstraße, und daneben sehen Sie schon den Damm der Gotthardbahn, die jetzt gebaut wird. Tausende von Menschen arbeiten daran, viele Hunderte allein an dem großen Tunnel. Airolo ist wie ein beständiger Jahrmarkt anzusehen; wir hier oben aber merken nicht viel von dem Getümmel. Unser Dorf ist geblieben, wie es vor vielen hundert Jahren war, und wird so bleiben, bis die Welt vergeht."

„Eine entzückende Heimat!" rief Heinrich hingerissen von der Schönheit der in Tiefen und Höhen spielenden Landschaft. „Wie funkeln Ihre Wiesen von Blumen; was sind Ihre Wälder frisch und ernst. Ist es nicht, als ob die Pilgerscharen der Tannen hinauf auf die Berge steigen wollten, alle beseelt von dem Gedanken: „Empor — empor!" — Und dort über grünem Tal und dunkeln Wäldern die mächtigen silbernen Firne, so glänzend, als kämen sie eben frisch geschaffen aus Gottes Hand!"

Ueber das Gesicht Doias lief die Freude. „Es sind die Gotthardberge die Pize Rotondo und Lucendro und die Fibbia! Wir sind uns zwar an den Anblick der weißen Schilde gewöhnt und denken nicht viel dabei; aber wenn wir in andere Länder gehen, müssen wir am Himmel stets die Schneefelder suchen. Der Himmel aber ist leer. Nirgends ein weißes Spitzchen! Da kriecht das Heimweh in die Seele, und wir merken, daß die schneeigen Berge doch ein Stück von uns selber sind!"

Sie kamen ins Gehen.

Nein, ein eigentlich schönes Dorf war nun Altanca nach Heinrichs Sinnen nicht, aber doch voll Eigenart und Stimmung. Wie ein Schwalbennest klebte es am Berg, ruhte es mit eng zusammengedrängten Häusern, steinbeschwerten Dächern, grauem Gemäuer, tiefbraunem Holzwerk, mit einem Gewirre von schmalen, holperigen Gäßchen, bei jedem Haus Brennholz und altes Gerät die Menge, auf einem Gesimse des Abhanges; tiefrote Nelken blühten unter vielen der kleinen Fenster. Und höher als die Firsten des Dorfes ragten seltsam verwitterte Stangengerüste.

„Wozu die?" fragte Heinrich.

„Das sind die Histen", belehrte ihn seine Führerin. „Wir hängen im Herbst die Garben aus unsern Aeckerchen daran, damit sie völlig ausreifen. Wenn die kleinen Getreidefelder um das Dorf im Angolden sind, dann gewährt der Bergabhang ein besonders warmes Bild. Und die reifen Maiszapfen schmücken die Hauswände auch so schön."

Sie rief einem Häuflein spielender Kinder ein Scherzwort zu und wechselte ein freundliches Wort mit ein paar Frauen am Brunnen, die, auf einem Brett kniend, ihre Wäsche kneteten und aus dunklen Augen scheue Blicke nach dem Fremden warfen.

„Sie sehen", wandte sich Doia wieder an ihren Begleiter, „daß es eine bloße Spottrede ist, wenn die Leute unten im Tale behaupten, wir in Altanca binden unsere Kinder mit Seilen an die Häuser, damit sie beim Spiel nicht den Berg hinunter in den Tessin rollen, oder wir ziehen unsern Hennen Säcklein zum Auffangen der Eier an, damit diese nicht von den Leuten in Ambri und Piotta zusammengelesen würden. Nur aus der Tiefe scheint unser Dorf so steil zu liegen. — Doch nicht wahr, unsere Kinder sind hübsch! Leider aber die meisten Frauen nicht. Die Aermsten müssen zu viel arbeiten; denn die Männer halten sich entweder in der Fremde auf oder, wenn sie daheim sind, greifen sie nicht zu. Die Sorge für unsere Bergäckerchen liegt auf den Weibern. Ihr Leben ist ein fortwährendes Hinauf und Hinab auf den jähen Wegen. Und stets mit schweren Lasten auf dem Kopf oder Rücken. Da zerfallen sie früh. — Meine Mutter aus dem Haus Testa, dessen Frauen für die anmutigsten im Tal gelten, machte eine Ausnahme. Sie sah aufmerksam zu sich selber, damit der Vater, wenn er aus dem Badener Sommerdienst heimkomme, wieder eine blühende Frau finde. Das war seine Freude!"

„Und ein Segen für Sie", versetzte Heinrich.

Ueber diese Bemerkung lächelte Doia still in sich hinein. An einer Umbiegung des Gäßchens versetzte sie: „Dort in dem Haus mit dem Torbogen wohnt Carlo. Wir wollen ihm guten Tag sagen."

Eben trat seine Mutter, die ein kupfernes Henkelgefäß trug, zum Brunnen aus dem kleinen Tor. „Carlo ist auf die Post gegangen und sitzt wohl in der „Croce biancha" beim Frühtrunk", berichtete die wie in eine stille Traurigkeit eingehüllte Alte.

Doia hatte keine Lust nach dem Wirtshaus zu gehen; sie schlug mit Heinrich durch eines der schmalen Gäßchen wieder den Heimweg ein und sagte: „Ich will Ihnen noch unsern Viehstand zeigen. Er ist nicht groß, eine Kuh, ein Kalb und zwei Schafe. Seit ich Kind war, durfte ich Lämmer halten."

Sie führte ihn in den Stall. Auf ihren Ruf hoben die Tiere freudig die Köpfe, und sie liebkoste jedes.

„La buona pastora!"[1] lachte er.

„Die Tiere waren mir stets Kameraden", erwiderte sie schlicht. „Sie sind auch ein Kapitel, in dem ich mich mit Carlo nicht verstehe, er ist grausam und denkt nur ans Töten!" —

Sie hatte das Wort kaum gesprochen, so trat der, den es anging, unter die Türe des Stalles, Grimelli, die Taschen vollgestoßen mit Zeitungen und mit einem Büschel Blättern in der Hand.

„Aus den Blättern merken Sie, daß Carlo ein großer Politiker ist, mit seinen Gedanken mehr in Rom und Paris als in Altanca", scherzte Doia.

---

[1] Die gute Hirtin.

Nach einer Reproduktion aus der Kunsthandlung Christen, Bern Botticelli (1445—1510). Die Geburt der Venus (Detail).

Grimelli lachte mit. „Nein, wahrhaftig, für unser Nest bin ich nicht stumpfsinnig genug." Er reichte mit der ihm eigenen spielerischen Höflichkeit Heinrich leicht die Hand. „Ich habe mich nach Ihrem Befinden erkundigen wollen. Sie sind ja schon wieder gut zusammengestellt." Sein Ton klang wärmer als gestern.

Von dem Stall hinweg schritten sie langsam gegen die etwas außerhalb des Dorfes gelegene uralte Kirche, die auf einem stotzgäh ins Tal abbrechenden Felsenhügel inmitten eines kleinen, von roten Gebirgsnelken überwucherten Friedhofes steht.

„Seit wann sprichst du denn mit Herrn Landsiedel Italienisch", wandte sich Grimelli an Doia.

„Wenn er es auch selber nicht spricht, so versteht er es doch!" erklärte sie dem Verlobten.

„Wenigstens das Meiste", bestätigte Heinrich.

„Bereiten Sie sich vor im Tessin wohnen zu bleiben?" fragte Grimelli mit eigenartiger Schärfe.

Heinrich begriff den Sinn der Frage nicht; aber Doia spürte darin für ihren Gast etwas Beleidigendes. Das Rot stieg ihr in die Wangen.

„Wenn die Tessiner selber so wenig arbeiten wie du", erwiderte sie dem Verlobten mit verhaltener Heftigkeit, „so haben wir schon Fremde im Lande notwendig. Vielleicht sitzt in der Zeichenstube des Bahnbaues, in der du dein großes Talent nützen könntest, auch ein Fremder."

Wie sie, erzürnte sich jetzt Grimelli. Er warf sich in die Brust: „Du weißt am besten, warum ich die Bahn nicht mag. Man hat mir den Bau des Hotels versprochen, und wäre es da, so möchte ich sie leiden. Das Hotel ist aber immer noch ein Luftschloß, und so lange es nicht steht, bin ich ihr Feind und mag nicht Hand anlegen an ein Werk, das dem Tessin nichts als die germanische Ueberschwemmung bringt."

Er wandte sich zu Heinrich. „Ich spreche nicht gegen Sie; bei uns ist der Gast wie in jedem andern Land heilig, nicht gegen die Tausende von Fremden, die im Sommer über unsere Seen fahren; ich spreche bloß gegen jene, die kommen und sich einnisten, die erst in Haufen kommen werden, wenn die Bahn gebaut ist. Werden sie unsere klingende Sprache nicht mit einer andern verunreinigen, die uns in den Ohren schmerzt, unsere lateinischen Sitten verderben, unsere Religion untergraben, nicht mehr zufrieden sein mit ihren eigenen plumpen Weibern, sondern ihre groben Hände nach unserer Rasse ausstrecken, in der das edle Blut des alten Roms fließt. Der Tessin den Tessinern. Italien den Italienern. Selbst wenn Blut fließen muß! Wir können noch mehr als Wachteln im Fluge niederknallen." —

„Aber Carlo", unterbrach Doia den merkwürdigen Redner, der sich in eine brennende Glut hineingesprochen hatte und mit den Händen bald an die Brust schlug, bald sie weit in die Luft verwarf. „Du bist jetzt nicht in deinem Klub in Bellinzona oder Locarno. — Und dort kommt ja der Herr Pfarrer zu uns herüber!"

Von den Worten Grimellis überrascht, vermochte Heinrich seine Gedanken nicht gleich zu sammeln. Er spürte bloß, daß in dem Napoleonskopf eine unheimliche Leidenschaft lebte, irgend eine Wildheit, die wie ein reißendes Tier hervorbrechen konnte.

Das Erscheinen des Pfarrers änderte das Bild.

Grimelli begrüßte ihn mit Unterwürfigkeit, auch Doia neigte sich demütig.

Im Gesicht und an der Gestalt des Geistlichen war nichts, was zu besonderer Ehrfurcht herausgefordert hätte. Jenes war etwas dick; junge und alte Züge gingen darin durcheinander; die Augen lagen ihm tief, und die Nase bildete ein kurzes, scharf geprägtes Dreieck. Sobald er aber zu sprechen anfing, gewann seine Erscheinung an Bedeutung, spürte man den Gebildeten.

Er kam eigentlich nur um Landsiedel zu begrüßen, von dessen Unfall er gehört habe, und wünschte ihm Wohlergehen.

Aus den Rundbogenfenstern des Turmes tönte die Mittagsglocke; schon löste sich die kleine Gesellschaft wieder auf. Der Pfarrer ging mit der höflichen Frage, ob er den Gast des Sindacohauses einmal besuchen dürfe, und als sich Grimelli am Eingang verabschiedete, sagte dieser noch einmal: „Ich habe mich nicht gegen Sie wenden wollen, Herr Landsiedel. Im Gegenteil, ich darf Sie wohl einladen, einmal auch in mein Haus zu treten, vielleicht morgen vormittag gegen elf."

Heinrich versprach es aus Höflichkeit, obgleich ihm der junge Mann unheimlich geworden war.

„Da haben Sie sein überspanntes Wesen", bebte die Stimme Doias hinter Grimelli. „Das Land und Volk will er leiten und verhilft sich selber nicht zu Arbeit und Brot."

## Zehntes Kapitel.

So mancherlei Eindrücke Heinrich am ersten Morgen seines Aufenthaltes in Altanca empfangen hatte, einen unvergeßlich schönen von der gütigen Doia, die wie eine Mutter für ihn sorgte, und einen häßlichen von ihrem Verlobten, meldete sich am Nachmittag bei ihm doch die Abspannung und der Schlaf. Die Erlebnisse am Ritomsee waren weder an seinem Leib, noch in seiner Seele überwunden.

Als er wieder in die Stube und vor Doia trat, hatte sie einen Stoß Wäsche vor sich auf dem Tisch und durchging sie. Es war die seine.

„Kein Mängelchen", sagte sie, legte die Arbeit auf die Seite und seufzte: „Ich habe ein schweres Herz wegen Carlo; er sprach auf dem Friedhof abscheulich. In meinem Vater werden Sie einen besseren Mann kennen lernen! Er wird wohl seine Heimkehr so einrichten, daß er in der Dämmerung hier eintrifft. Und ich werde ihm entgegen gehen, um ihm zu erzählen, daß wir unerwartet einen Gast im Hause haben."

Sie schwieg eine Weile; ihre Gedanken schienen einen dunklen Weg zu wandern; dann versetzte sie: „Ich wollte Ihnen eigentlich nicht von Carlo sprechen, da mir doch niemand helfen kann; aber nun Sie selber schon tiefer in sein Inneres gesehen haben, so will ich Ihnen doch erzählen, wie ich seine Verlobte geworden bin. Und was mein Vater und ich unter diesem Verhängnis leiden."

Landsiedels Augen baten, und sie dankte mit einem leisen, traurigen Lächeln.

„Es sind nun fünf Jahre", begann sie, die Hände ineinanderfaltend, „daß mein Vater sich aus dem Dienst des Architekten Ettlinger, des jüngern, zurückgezogen hat, um sich nur noch an seiner Bergheimat zu freuen. Damals lebte meine Mutter noch, eine Airolesin, eine gebildete, sanfte und fromme Frau, die keinen andern Lebenszweck kannte als den Ihren zu dienen!"

„Wie meine Mutter", flüsterte Heinrich.

„Meinen Eltern waren nur noch zwei kurze Abschiedsjahre vergönnt; in den Sonnenschein, der darüber lag, mischte sich die Trauer um einen siebzehnjährigen hoffnungsvollen Sohn, meinen Bruder Amadeo. Ich allein bin dem Vater für sein Alter übriggeblieben."

„Nun war die Zeit wieder gekommen, in der er sonst die Reise nach Baden-Baden angetreten hatte. Da lief ein Brief des Herrn Ettlinger ein, er leide Mangel an tüchtigen Arbeitskräften, der Vater möchte doch ja wieder bei ihm als Steinmetz eintreten, wenn es auch nur für einen Sommer sei. Ein Blick auf die Mutter, die seit dem Winter kränkelte, genügte dem Vater, auf die dringende Einladung einen Abschlag zu geben. Ein paar Tage später erschien unerwartet Architekt Ettlinger, ein stattlicher, breitgebauter Mann, ein paar Jahre jünger als mein Vater, bei uns. „Wenn Sie schon nicht selber wieder kommen können, Herr Cesari, so helfen Sie mir doch in Ihrem Kanton herum ein oder zwei Dutzend tüchtige Bauarbeiter aufzutreiben", bat er. Die beiden Männer verschoben dieses Geschäft auf den andern Morgen, benützten den Nachmittag zu einem Gang an den Ritomsee und verplauderten den Abend bei einer Flasche Wein in dieser Stube.

Herr Ettlinger war vom See und seiner Umgebung, die er in lachender Sonne gesehen hatte, begeistert und sagte: „Warum dort oben kein Hotel steht, begreife ich nicht. In diese wunderbare Landschaft strömten ja Leute aus der weiten Welt herzu. Das wäre ein Wurf für Sie, Herr Cesari! Sie sind ein Mann von Ersparnissen und noch nicht alt genug, um die Hände ruhen zu lassen. Legen Sie das Kapital in das Unternehmen und es wird sich Ihnen in etlichen Jahren verdoppeln."

„Es ist ein Gedanke", erwiderte mein Vater; „aber für seine Verwirklichung wird es doch besser sein, wir lassen erst die Gotthardbahn laufen."

„So kaufen Sie wenigstens den Boden", riet Ettlinger, „damit Ihnen keiner zuvorkommt." Bis tief in die Nacht sprachen die Männer über das Hotel.

Am andern Morgen begleitete mein Vater den Herrn, der auch gegen mich sehr freundlich gewesen war und mich bereits zu einem Besuch in Baden eingeladen hatte, auf die Suche nach Arbeitern und kehrte nach etlichen Tagen wieder heim.

Das Krankenlager der Mutter und ihr Hinschied, der um die Neujahrszeit erfolgte, drängte die Gedanken des Vaters von dem Plan ab; erst als die Frühlingssonne wieder schien, betrieb er ihn, damit er in seiner Trauer um die treue Lebensgefährtin eine Zerstreuung finde. So kaufte er am Ausfluß des Baches aus dem See eine stattliche Fläche Boden, wobei ihm auch das Grundstück mit der Hürde zufiel, die Ihr schlechtes Obdach war.

Obgleich er seine Absichten geheim hielt, erriet sie aber doch einer, Emilio Grimelli, der Vater Carlos. Er war wie mein Vater ein gewesener Steinmetz, nur mit dem Unterschied, daß er sein Vermögen statt in Deutschland in Frankreich verdient hatte. Er schlug meinem Vater vor, daß sie in der Sache des Hotelbaues am Ritomsee halbpart machen wollen. Dieser freute sich, daß noch ein anderer kluger Kopf die Vorteile seines Planes einsah, und nahm das Angebot Grimellis an, wobei er sich allerdings das gekaufte Land als alleiniges Eigentum vorbehielt. Als der Winter wieder kam, war auch Carlo im Dorf und nahm an den Beratungen der beiden Alten teil. Zuletzt überraschte mich der Vater mit der Eröffnung, der Plan sei nun dahin ausgetragen, daß Carlo und ich uns verloben und uns für den Wirteberuf vorbereiten sollten, damit wir als verheiratetes Paar das Hotel übernehmen und führen könnten.

Fast über Nacht wurde ich also die Braut Carlos und hatte nichts dagegen einzuwenden. Sein Vater und er selber waren voller Aufmerksamkeit, Liebe und Güte zu mir.

Was wußte ich von Carlo, der um vier Jahre älter ist als ich? — Daß er als Junge ein leidenschaftlicher Vogelsteller gewesen war, später die Schulen von Lugano und mehrere Jahre ein Technikum in der deutschen Schweiz besucht hatte, um dort sein großes Zeichentalent für das Baufach auszubilden. Und daß er nachher gute Unterkunft auf einer Architekturstube in Paris gefunden hatte.

Der Gedanke, statt Bauzeichner Hotelier zu werden, begeisterte ihn. „So werde ich schon in jungen Jahren mein eigener Herr", rief er und sprach von großen Reichtümern, die sich durch das Unternehmen einbringen ließen, auch von herrlichen Reisen, die er mit mir unternehmen wolle.

Fortsetzung folgt.